



Gratisbeilage zur „Geisenheimer Zeitung“.

Das Feld.

Heut bin ich über's Feld gegangen,
Altweibersommer in den Stoppeln hing,
Vor kurzem stand es noch in Aehrenprangen,
Als ich das letzte Mal den Feldweg ging.

Der Abendsonne roter Schimmer
Lag auf der Flur, wie Herbstabschied:
Wie lange dauert's, daß der Glimmer
Des weißen Schnees sie überzieht.

Gerbert Müller, Alshausen a. G.

Verschollen.

Roman von Arthur Zapp.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Kopfschüttelnd verließ Gaston den Hof. Seines Freundes Verhalten war ihm völlig unverständlich. Wie kam er dazu, den Nichtsnutz, den Charles, in seine Dienste zu nehmen? Das sah ja fast wie eine Demonstration aus. Und was hatte der Spaziergang mit Charles zu bedeuten?

Der Grübelnde kam an dem Weg vorüber, der hinter dem Dorf Balincourt nach dem Walde führte, als er plötzlich zwei Gestalten am Saume des Waldes auftauchen sah. Sie schritten vorsichtig am Waldrande entlang und schienen nach allen Seiten Umschau zu halten. Gaston blieb überrascht stehen und lugte angestrengt hinüber. Waren das nicht George's charakteristische, leicht vornüber geneigte Haltung und sein in den Hüften ein wenig wiegender Gang?

Gaston legte seine beiden auseinandergepreizten Handflächen an den Mund und sandte einen langgezogenen Ruf nach dem Walde hinüber. Aber was war das? Wie auf ein Kommando machten die Beiden Kehrt und zogen sich

wieder in das schließende Dunkel des Waldes zurück. — — — Der Ueberraschte wußte nicht, wie er dieses fluchtartige Verschwinden seines Freundes und seines Begleiters zu deuten hatte. Hatte ihn George erkannt? Aber warum verbarg er sich dann vor ihm? Und wenn er ihn nicht erkannt hatte, welcher Grund konnte dann für ihn vorhanden sein, sich und seinen Diener den Augen anderer zu entziehen?

Im ersten Moment wandelte ihn die Lust an, nachzu-eilen, die Flüchtigen zu stellen und George zu befragen, was das alles zu bedeuten habe. Aber er unterdrückte diese Regung mit der Erwägung, daß es indiscret und taktlos sein würde, sich in etwaige Geheimnisse seines Freundes gewaltsam zu drängen.

Er war erst wenige Schritte weiter gegangen, als ihm ein Reiter in voller Karriere entgegengeprengt kam. Er erkannte schon von weitem die Libree seines Hauses und mit einem Anruf und einer Geste gebot er dem Reiter zu halten.

„Was gibt es, Francis?“ fragte er.



„Hurra, wir leben noch!“

Eine deutsche Kolonne erfährt aus einem französischen Generalstabsbericht, daß sie „vollständig aufgegeben“ sein soll.

Der Reitknecht war ganz erhit und aufgereg.

„Ich soll den Arzt holen aus Chaulnes,“ antwortete er leuchtend.

„Den Arzt?“ Gaston schrak innerlich zusammen. „Mademoiselle de Wallberg —?“ drängte es sich ihm angstvoll über die Rippen.

Aber der Bursche verneinte. „Der deutsche Herr,“ gab er fliegenden Atems Bescheid, „ist verwundet. Ein Schuß —“

„Vorwärts!“ unterbrach Gaston schreiend. „Eilen Sie!“

Der Reiter raste vorüber.

Gaston atmete unwillkürlich auf und preßte mit einer instinktiven Bewegung seine Rechte gegen das wild pochende Herz. Im nächsten Moment besüßte er seine Schritte und fast außer Atem kam er zehn Minuten später im Schlosse St. Rémy an. Er suchte sogleich das Zimmer des Gastes auf. Der Deutsche lag im Bett und der Oberst sowie Fanny Kalthausen waren bei ihm. Sie hatten dem Verwundeten eben mit vereinten Kräften einen Notverband angelegt. Günther von Wallberg war bleich aber bei vollem Bewußtsein und lächelte dem erschreckt an sein Lager Treten den entgegen, ihm die linke Hand zum Gruß matt entgegenstreckend. Er war im Park spazieren gegangen, da habe, ähnlich wie bei dem ersten Attentat, von der Parkmauer her ein Schuß gekracht und im nächsten Moment habe er einen scharfen und stechenden Schmerz in der Schulter verspürt. Leider sei niemand in seiner Nähe gewesen, der die Verfolgung des Attentäters habe aufnehmen können. Er selbst sei im ersten Augenblick fast ohnmächtig gewesen vor Schreck und Schmerz. Auch habe ihn der Blutverlust geschwächt und mit Mühe habe er sich ins Schloß geschleppt.

Eine Stunde dauerte es ungefähr, bis der Arzt kam. Er untersuchte die Wunde, entfernte die Kugel, die, wie der

Verwundete trotz seiner Schmerzen feststellte, dasselbe Kaliber hatte wie die andere, die er von dem ersten Attentat her verwahrte, und gab seine Verhaltensmaßregeln.

Mademoiselle Kalthausen installierte sich wieder als Krankenpflegerin, während sich der Oberst und Gaston in das untere Stockwerk begaben, um die Angelegenheit und die erforderlichen Maßregeln zu besprechen. Sie waren nicht wenig überrascht, als Marion, die blaß, erregt, dem Gedankenaustausch von Vater und Bruder zugehört hatte, sie plötzlich mit



Beiförderung von Munition und Proviant auf Packpferden an die österreichische Front in den Alpen.

dem Ausruf unterbrach: „George ist es gewesen, George de Balin!“

Oberst de St. Aulaire war aufs Heußerste bestürzt.

„Aber Marion,“ verwies er, „wie kannst Du so eine schwere Beschuldigung aussprechen?“

Marion de St. Aulaire aber gab nach kurzem Zögern, mit einem Gemisch von Empörung und Scham, die Erklärung.

Sie berichtete von dem Antrag des Gutsnachbarn und von der von ihm in wütendem Zorn ausgestoßenen Drohung: „Der Deutsche von heute wird sich Ihrer Liebe nicht erfreuen, ebenso wenig wie der Deutsche damals!“



Ein russisches Maschinengewehr an der deutschen Front in Feuerstellung gegen die Russen.

Die weitere Untersuchung der Angelegenheit ergab ein neues Verdachtsmoment gegen George de Balin und Charles. Seit dem letzten Attentat hatte Oberst de St. Aulaire angeordnet, daß stets einer der Schloßbediensteten im Walde an der Parkmauer zu patrouillieren habe. Der Gehilfe des Försters, der an diesem Tage diesen Dienst versehen hatte, wurde im Walde, ungefähr hundert Schritt von der Mauer entfernt, in tiefstem Schlaf liegend, gefunden. Alles Rütteln und Schütteln war vergebens. Der Mann lag wie ein Toter. In seiner Nähe lag eine Schnapsflasche, die noch einen Rest Absinth enthielt, dem ein chloroformartiger Geruch anhaftete. Als der Schlafende endlich nach langen Bemühungen wieder zum Bewußtsein gebracht worden war, berichtete er, daß er Charles im Walde begegnet sei, daß der Reitknecht eine Unterhaltung mit ihm angeknüpft und im Verlaufe derselben eine Flasche aus der Tasche gezogen und ihm zu trinken angeboten habe. Nach ein paar kräftigen Zügen, die er aus der Flasche getan, habe ihn eine unüberwindliche Müdigkeit befallen und er habe sich schließlich gelagert, weil er sich nicht mehr aufrecht erhalten konnte.

Oberst de St. Aulaire, Gaston und Günther von Wallberg faßten nach gemeinsamer Beratung den Entschluß, vorläufig noch abzuwarten. Von einer gerichtlichen Anzeige konnte man sich nicht viel versprechen, um so weniger, als der Ver-

„dacht gegen George de Balin so gut wie keine tatsächlichen Unterlagen hatte und sich in der Hauptsache auf unwägbar empfindungen aufbaute und als es allen drei Männern in gleichem Maße widerstrebte, Marion in die häßliche Angelegenheit hineinzuziehen. Dazu kam, daß so kurz nach dem Kriege die französischen Behörden, die sich überdies erst allmählich wieder reorganisierten, wenig Interesse für die Klage eines Deutschen bezeugen würden.

Aber schon ein paar Tage später trat ein überraschendes Ereignis ein, das sowohl die beiden gegen Günther von Wallberg gerichteten Attentate, so wie auch das Ende seines unglücklichen Bruders aufklärte. Es war in der Mittagsstunde des vierten Tages nach der Verwundung Günthers, als plötzlich ein reitender Bursche aus Balincourt auf den Schloßhof von St. Rémy sprengte und an Gaston de St. Aulaire eine Botschaft von seinem Herrn überbrachte. Der Vicomte sei tödlich verwundet und verlange seinen Freund zu sprechen, da er ihm wichtige Mitteilungen zu machen habe. Mit fliegenden Worten berichtete der Bote, was er über die Ursache der Verwundung wußte. Es handelte sich um eine Liebesaffäre. Der Vicomte habe seit längerer Zeit in geheimen Beziehungen zur Gattin des Notars Renaudin in Nesle gestanden. Monsieur Renaudin müsse wohl davon erfahren haben, denn er habe am Abend dem Vicomte vor seiner Villa aufgelauert und nach kurzem Wortwechsel aus nächster Nähe einen Revolver auf ihn abgedrückt. Passanten hätten ihn auf der Straße vor der Villa des Notars gefunden. Der Schuß sei in die Brust gedrungen. Die Nacht über habe der Schwerverwundete in Fieberdelirien gelegen. Am Morgen sei er durch die Bemühungen zweier Ärzte zum Bewußtsein erwacht.

Gaston de St. Aulaire ritt unverzüglich in Begleitung des Boten nach Balincourt hinüber. Ein zwiespältiges Gefühl durchrüttelte ihn, während er sich dem Krankenbett näherte und einen Blick auf das totenbleiche Gesicht mit den leidenden Mienen warf. Innigste Freundschaft hatte ihn viele Jahre lang mit dem schmerzlich Stöhnenden, dem Tode Verfallenen, verbunden, die Erinnerung an gemeinsam verlebte schöne Stunden stieg in ihm auf und stimmte ihn weich und doch regte sich auch etwas wie Widerwillen und Abscheu in ihm, während er der Vorkommnisse der letzten Tage gedachte. Der Kranke lächelte dem sich befangen Nähenden resigniert entgegen und streckte seine zitternde Rechte nach ihm aus.

„Gut, daß Du gekommen bist, Gaston! Es ist bald aus mit mir.“ Und als der Freund erschüttert widersprach, nickte er schwach.

„Doch, ich fühl's. Und ich mache mir nichts daraus. Verpfuscht ist doch alles.“

Er stöhnte, dann winkte er Madame Bazin und dem Krankenpfleger, die an seinem Bett saßen, zu gehen und deutete auf den Stuhl, der am Kopfende seines Bettes stand. Gaston setzte sich und erwartete in einer halb heimlich beklommenen, halb neugierig erwartungsvollen Stimmung die in Aussicht gestellten wichtigen Mitteilungen des Sterbenden. Ueber das Antlitz des Kranken flog ein Lächeln, das wohl ein Ausdruck der körperlichen Schmerzen war, von denen er gequält wurde, das vielleicht aber auch von einer Einwirkung des seelischen Kampfes herrühren mochte, der sich in ihm vollzog. Endlich begann er wieder zu sprechen, nachdem er ein paarmal schwer geseufzt hatte.

„Es muß herunter; vielleicht wird mir dann das Sterben leichter. Ich bin ein schlechter Kerl, Gaston. Ich habe gemordet — ja. Und ich wollte auch dem zweiten an das Leben, aber ich habe ihn wohl nicht so gut getroffen, wie seinen Bruder und wie —“

Er hustete, wischte sich mit dem Tuch, das er in der zitternden Hand hielt, den Schweiß von der Stirn und flüsterte: „Seit mich Marion vor einem Jahr abgewiesen, das heißt, vertrieben hatte bis nach dem Krieg, war ich von wilder Eifersucht verzehrt. Ich habe damals, als Ihr, Du und Dein Vater, in den Krieg zogt, den Charles bestochen und zu meinem Vertrauten gemacht. Er mußte Marion und die fremden Offiziere bewachen. Als Leutnant de Wallberg sich von Marion und der Kalthäuser verabschiedete, hat er an der Tür gelauscht und er hat Weinen und emsiges Flüstern gehört. Als mir Charles davon erzählte, war es, als wenn mir einer Gift in die Adern träufelte. Die Eifersucht macht hellseherisch. Ich ahnte, was kommen würde. Richtig, am siebzehnten Januar suchte mich Charles abermals auf, um mir die Botschaft zu bringen: Der deutsche Leutnant ist da, ist in St. Rémy! Da geriet ich in eine namenlose Wut. Charles berichtete mir, daß er zufällig an der Stalltür gestanden, als sich ein Mann aus dem Park auf den Hof geschlichen habe. Er habe gehört, wie der Unbekannte, der

einen Bivallanzug getragen und den er zuerst für einen Dieb gehalten, Sand an die erleuchteten Fenster des Schlosses geworfen und daß darauf die Gesellschafterin hinausgekommen sei und deutsch gesprochen habe, worauf von dem Fremden deutsch geantwortet worden sei. Er habe auch ganz deutlich den Namen Wallberg gehört. Als dann die beiden, Monsieur de Wallberg und Mademoiselle Kalthäuser, im Schloß verschwunden waren, hat er sich sofort auf ein Pferd geworfen, um zu mir hinüberzureiten.“

Der Kranke hielt erschöpft inne und hustete stark. Gaston hatte mit angespanntem Interesse zugehört, immerfort im Zwiespalt seiner Empfindungen, die zwischen Mitleid mit dem mühsam sich die Worte Abbringenden und zwischen Empörung und Entsetzen hin und her schwankten. Jetzt gewann das erstere die Oberhand und er beugte sich über den mit schwerer Atemnot Kämpfenden, der sich eben wieder anschickte zu sprechen.

„Nein, nein, laß doch Georgel! Du darfst Dich jetzt nicht so anstrengen und aufregen. Du kannst ja morgen oder an einem anderen Tage, wenn Du Dich besser fühlst, Deine Mitteilungen fortsetzen.“

Aber der Vicomte lächelte bitter.

„Morgen! Wer weiß, ob ich da noch lebe!“

Und er fuhr nach kurzer Pause fort: „Ich war wie im Fieber. Eifersucht, Wut und Haß versetzten mich in Raserei. Ich rief in aller Eile ein halbes Dutzend Männer, von denen ich wußte, daß sie die Deutschen haßten, wie ich, zusammen und eilte mit ihnen nach dem Walde. Es war mir nach Charles' Bericht klar, daß der deutsche Offizier seinen Weg durch den Wald über die Parkmauer genommen hatte. Richtig, wir fanden sein Pferd etwa hundert Schritte von der Parkmauer an einen Baum angebunden. Wir lösten den Baum des Pferdes und jagten es davon. Dann legten wir uns auf die Lauer. Die Minuten wurden mir zur Ewigkeit. Endlich — es mochte eine halbe Stunde so im Warten, hinter Bäumen versteckt, verstrichen sein, als wir eine Stimme vernahmen. Dann ein Sprung über die Mauer und gleich darauf eilige Schritte. Ich hatte meine Leute instruiert, mir das weitere zu überlassen und nur im Falle der Not einzugreifen. Als der Deutsche auf ein paar Schritte auf mich herangekommen war, trat ich vor. Ich rief ihm ein paar Worte zu, wie sie mir meine Wut und meine Eifersucht eingaben. Ich bemerkte, daß er in die Tasche griff, um seinen Revolver herauszuziehen, aber ich kam ihm zuvor und streckte ihn durch ein paar Schüsse nieder —“

„Aber das — das ist doch Mord!“ rief der Zuhörende schauernd.

„Mord?“ Ein grimmiges Lächeln der Genugtuung flog über die bleichen Züge. „Ich hielt es für mein gutes Recht, den Feind, der mein Vaterland schädigte, der mir die Braut geraubt, denn ohne ihn wäre Marion sicher die Meinige geworden, zu vernichten. Im übrigen überlegte ich nicht. Ich folgte meinem Rachegelüste, das alle anderen Empfindungen in mir zurückdrängte. Den Revolver, der neben dem Toten lag, nahm ich mit mir. Du wirst ihn da —“ er deutete auf den Nachttisch neben dem Bett — „finden.“

Gaston de St. Aulaire folgte der Weisung, zog das Schußfach auf und erblickte einen der deutschen Armeerevolver, die er gut kannte. Da kam ihm plötzlich der Gedanke an das erste Attentat auf Günther von Wallberg, das, wie der Verletzte überzeugend nachgewiesen, mit einer solchen Waffe ausgeführt worden war.

„Dann bist Du es auch gewesen, der auf unsern Gast aus dem Hinterhalt geschossen hat!“ rief er voll Abscheu und Entrüstung.

Der Kranke antwortete nicht gleich. Er wandte den Blick von dem Freunde, der voll Spannung seine Antwort erwartete, ab. In seinen Mienen zuckten und wühlten verschiedene, einander widerstrebende Empfindungen. Endlich schienen Haß und Neid alle anderen Regungen zu besiegen. Seine Stirn legte sich in finstere Falten, seine Augen rollten in Grimm und Zorn.

„Ich hörte“, murmelte er, „daß der Deutsche auch diesmal mit dem Leben davon gekommen ist, während ich —“ die Stimme erstarb in einem wilden Fluch, während der Kranke seine geballte Rechte in ohnmächtiger Wut schüttelte.

„Er triumphiert und wird mit Marion glücklich werden und ich muß in die Grube fahren! Verdammt!“

Gaston erschraf über dieses Ungeheuer, diese Wucht des Hasses, den auch der nahende Tod nicht zu besiegen oder auch nur zu mildern vermochte.

(Schluß folgt.)

Der Mond hing groß und silbern an dem sternbesäten Nachthimmel und goß eine Flut von Licht über die weite Ebene. Zelt stand dicht an Zelt auf den zertretenen Wiesen und Feldern, über die ein feuchtkalter Ostwind wehte, der einen kaum merkbaren Geruch von Salz und faulem Tang vom nahen Gestade des Atlantik herübertrug.

Zwischen den Zeltreihen loderten die Feuer, deren flackernder Schein stumpf auf den brünierten Läufen der zusammengestellten Gewehre glänzte und der den Stahl der Bajonette wie Silber aufblitzen ließ. Um die lodernden Scheite saßen fröstelnd und wie Schafe eng aneinandergebrängt die Hilfstruppen, die Englands und Frankreichs Kultur vor den Barbaren retten sollten. Neben regulären französischen Uniformen gab es graues und schwarzes, blaues und rotes Tuch in allen Schattierungen, weiße Burnusse und Kaschi, hohe Turbane von leuchtendem Weiß, Feldmützen und tieferrote Feze, kahle, glatt rasierte Schädel blühende Stahlhelme. Zwei Weltteile hatten das Kanonensutter ausgespien — Neger und Halbneger aus Nord- und Zentralafrika, Somaliland und Nyassa, Madagassen und Senegalschützen, Berber und Kabylen, Shurlas und Uridis, Shits und Pathans.

Die Gesichter spielten in allen Farbentönen vom Weiß des Europäers bis zum tiefen, fettglänzenden Schwarz; schmutzige, braune und schwarze Hände fuhren in die großen Kessel, in denen über dem Feuer die Fleischstücke kochten, und lautes Schwagen und Schreien in zehn Sprachen erfüllte die Lust. Französische und englische Unteroffiziere gingen zwischen den Reihen umher wie Schäferhunde, die ihre Herde zusammenhalten; da und dort tauchte ein Offizier auf und warf in irgendeiner Sprache Befehle, um die sich kein Mensch kümmerte, in die Rotten.

Vor einem Offizierszelt stand der Hauptmann Gaston de Lavalle und redete aufgeregt mit einem alten bärtigen Unteroffizier von den Casseurs d'Afrique, der ihm eben eine höchst ärgerliche Meldung gemacht hatte. Eine Kompagnie sollte morgen, noch vor Tagesanbruch, in die Frontlinie vor, wo man sie zu einem Sturmangriff einsetzen respektive den weißen Truppen voranstreihen wollte, um diese zu sparen. Die Leute, Nordafrikaner, weigerten sich. Rund heraus hatte das ein eingeborener Unteroffizier im Namen aller erklärt. Eine Krähe war schuld daran, eine Krähe, die schreiend über die Zelte flog in später Abendstunde. Sie flog von rechts nach links, und das bedeutete Unheil. In den nächsten 24 Stunden wollten die Vurschen nichts unternehmen.

„Das ist Meuterei,“ schrie Gaston de Lavalle wütend, „ich lasse mit Maschinengewehren in das Gesindel schießen, wenn ich noch ein Wort davon höre.“

Der Unteroffizier zuckte die Achseln. Er war ein alter Afrikaner, zehn Jahre stand er in Algier bei den eingeborenen Truppen, und er kannte sie, wußte, daß es Fälle gab, in denen mit ihnen einfach nicht zu reden war, auch mit Maschinengewehren. Der Hauptmann wußte das nicht. Irgendeine Sache, die ihm das Pariser Pflaster, das er vorher nie verlassen hatte, zu heiß machte, ließ ihn kurze Zeit vor dem Ausbruch des Krieges um seine Versetzung nach Afrika nachsuchen. Ehe es dazu kam, marschierte Frankreich — à Berlin. Da er in der letzten Zeit eifrig arabische Sprachstudien getrieben hatte, steckte man Gaston de Lavalle unter die Afrikaner. Er verachtete sie, behandelte sie wie Hunde, und sie haßten ihn wie den Teufel. Das konnte man sehen, als er jetzt mit raschen Schritten, gefolgt von dem Unteroffizier, durch die Reihen schritt. Überall folgten ihm finstere Blicke. Als er bei seiner Kompagnie ankam, war es nicht anders. Schon von weitem schrie er ihnen einen Fluch entgegen. Das laute Sprechen verstummte, aber kein Mann rührte sich.

Der Hauptmann redete. In einem glatten, öligen Salonarabisch sprach er wütend, kreischend vor Horn, auf die Soldaten ein. Sie saßen mit gesenkten Köpfen und stierten in die Lagerfeuer, aber keiner rührte sich. Gaston de Lavalle machte eine Pause. Er wartete, daß einer etwas sagen würde, aber alle schwiegen. Da ging er ein paar Schritte weiter, zu Hassan Ben Dawud, der nach der Behauptung des Unteroffiziers der Rädelsführer war und stieß ihn mit dem Fuß an.

„Sprich, du Hund,“ sagte er, „wollt ihr marschieren oder nicht?“

Der Angeredete stand auf. Er war ein großer, schlanker Beduine mit einem tiefdunklen Gesicht und einem kurzen, wolligen Bart. Aus den schwarzen wilden Augen flackerte ein Blick tödlichen Hasses auf den kleinen französischen Offizier.

„Nun?“ fragte dieser ungeduldig.

Der Araber fuhr mit den geöffneten, leicht gebogenen Fingern der rechten Hand durch den Bart, ein Zeichen der Verachtung, das der Hauptmann glücklicherweise nicht verstand.

„Nein,“ sagte er dann ruhig.

Gaston de Lavalle fuhr zurück und im nächsten Augenblick lag der Griff des Revolvers in seiner Faust. Er hob die Waffe und hätte den Meuterer niedergeschossen, wenn er nicht gestört worden wäre. Er hörte Schreien und Schimpfen hinter sich, und als er sich umwandte, sah er, daß ein paar weiße Soldaten einen Menschen herbeizerrten, der sich ihnen vergebens zu entwinden versuchte. Es war ein Neger, ein Hüne, den der Hauptmann vor drei Tagen wegen Insubordination hatte auspeitschen lassen. Alle Augen waren auf die sich nähernde Gruppe gerichtet. Der Offizier senkte den Revolver.

„Er hat einen Volt gemacht,“ schrie der eine der Soldaten und schwenkte einen Gegenstand in der Luft, „einen Volt vom Herrn Hauptmann. Er hob gerade das Messer, um ihn zu erstechen, als wir ihn erwischten.“

Einen Volt? — Der Hauptmann verstand nicht, was das heißen sollte. Er griff nach dem Gegenstand, den der Soldat ihm entgegenhielt. Es war eine rohe, aus Stroh und Lumpen gefertigte Puppe, etwa einen halben Meter lang.

„Es ist eine Zauberpuppe,“ sagte der Unteroffizier erklärend. „Wenn man einen Volt von einem Menschen macht, so geschieht diesem Menschen alles, was man dem Volt antut. Wenn man ihn vernichtet, muß der Mensch sterben.“

Der Neger starrte mit blutunterlaufenen Augen einmal auf den Hauptmann und dann auf den Volt, den dieser in der Hand hielt, und die Flügel seiner breiten, platten Nase zitterten.

„Seid ihr alle miteinander aus dem Zollhaus entsprungen,“ schrie Gaston de Lavalle wütend, „habt ihr an einem Unsinn noch nicht genug? Erst wollt ihr meutern, weil eine Krähe schreit und nun kommt ihr mit einem solchen Unsinn.“

Ueber das Gesicht von Hassan Ben Dawud zuckte es.

„Wenn eine Krähe von der rechten Seite kommt und wenn sie viermal schreit,“ sagte er, „so bedeutet das Verderben. Und wer einen Volt von einem Menschen macht, der kann diesen Menschen töten, Herr, oder er kann ihn krank machen, wie er will.“

Er sprach diese Worte wie ein Mensch redet, der ein Kind belehren will, und dann machte er eine kurze Pause. Darauf wiederholte er in scharfer Betonung den letzten Satz:

„Er kann ihn töten, Herr, oder er kann ihn krank machen . . . und der andere kann nichts dagegen tun.“

Der Blick seiner scharfen, dunklen Augen bohrte sich in das Gesicht des Hauptmanns, als ob er diesen warnen, ihm zeigen wollte, daß er in seiner Hand sei, in der Hand eines jeden, der ihn verderben wollte.

Einen Augenblick schwieg Gaston de Lavalle. Dann lachte er plötzlich laut auf. Er hob den Volt, die große Puppe aus Stroh und Lumpen. „Das also bin ich,“ sagte er, „das ist euer Hauptmann Gaston de Lavalle, ihr schwarzen Hunde!“

Er hätte auf den Boulevards von Paris nie einen Menschen einen Hund genannt, aber er war nun einmal der Ansicht, daß man mit Schwarzen so reden mußte. Sie standen in weitem Kreis dicht gedrängt um ihn, aller Augen waren auf den Hauptmann gerichtet, wie er da stand, klein und zierlich in seiner sauberen Uniform im flackernden Schein des Lagerfeuers und die schmutzige Stroh-Puppe über seinem Haupt schwenkte. Keiner von allen den Menschen rührte sich, alle warteten darauf, was er nun tun würde. Er sah sich um.

„Wissen Sie, wie man diese Narren zur Vernunft bringt?“ sagte er zu dem Unteroffizier. „Soll ich Ihnen das zeigen?“

Der Unteroffizier wußte nicht, was er darauf erwidern sollte, er war sichtlich in Verlegenheit.

Gaston de Lavalle wandte sich an die Umstehenden.

„Ihr glaubt an die Krähen und an den Volt,“ sagte er, „ich werde euch jetzt zeigen, was an dem Volt ist, dann könnt ihr euch denken, was die Krähenschreie wert sind.“

Der Unteroffizier griff nach dem Arm seines Vorgesetzten, er hatte alle Subordination vergessen.

„Herr Hauptmann . . .“ sagte er.

„Nun?“ Gaston de Lavalle blickte ihn erstaunt an.

Der alte afrikanische Soldat sprach hastig, halb laut auf ihn ein. „Ich bitte Sie, Herr Hauptmann, machen Sie um Gottes willen nichts mit dem Volt. Wir hatten einmal einen Soldaten, der beleidigte ein Mädchen, und sie machte einen Volt von ihm. Sie stach dem Volt eine Nadel in den Kopf und der Soldat fiel plötzlich um. Der Stabsarzt sagte, daß in seinem Gehirn . . .“

„Sind Sie auch verrückt,“ schrie der Hauptmann erregt, „ich glaube, Ihr eigenes Gehirn . . .“

„Wirklich, Herr Hauptmann,“ sagte einer der Soldaten, der aus den Kolonien kam.



Kartoffelernte 1915. Nach dem Gemälde von Caf. Geibel.

Die Ar
lungen
hmt. I
ner Hll
Korava
wo ge
nmen.
Dem D
den auch
Stat
Die bu
Regotin
Kufage
stlich vo

WTB

Nordöst
idgewiese
ungen wu
Feindlic
unde und
de im Q
acht; H
Deutsch
englische
Bomben

mesgrupp
Die bei
dem An
Nordwe
Begner
lungen
im ließe
er, 1 M
mesgrupp

Nichts
Heer
Wiederh
Bygono
wurden
men.
Westlich
arow
abge
geblieb

Bon de
ensen n
Lucavica
Die Ar
Südufer
Napine
hartnäck
Zahl
auf die
Bei Dr
Vicija

Lavalle fuhr auf. — „Noch ein Wort, wenn ich davon höre, daß jemand die Schwarzen in ihrem Aberglauben bestärkt, so stelle ich ihn vor das Kriegsgericht. Platz da!“

Vor ihm teilte sich der Kreis, und er schritt auf ein eisernes Feldkreuz zu, das auf einem Granitsockel emporragte, und dann stellte er den Bolt auf den Stein, so daß er am Kreuz lehnte. Seine Augen gingen suchend in die Runde, er sah lauter entsetzte Gesichter. Einen Moment schien er zu überlegen, dann wendete er sich an Hassan Ben Dawud.

„Hole Dein Gewehr,“ sagte er.

Der Angeredete gehorchte.

„Nun wirst Du den Bolt durch die Brust schießen,“ sagte Gaston de Lavalle, „verstehst Du mich?“

Hassan Ben Dawud grinste höhnisch. Der Unteroffizier wollte etwas sagen, aber der Blick, den ihm sein Vorgesetzter zuwarf, ließ ihn verstummen.

Der Beduine stand zehn Schritt von dem Kreuz entfernt und hob langsam das Gewehr. Die Leute wichen zu beiden Seiten zurück. Gaston de Lavalle stellte sich rechts von dem Schützen, zwischen ihm und dem Feldkreuz, aber genügend von der Schußlinie entfernt auf. Man warf neue Scheite in die Flammen, die

hoch aufloberten. Auf all den dunklen Gesichtern lag ein Ausdruck höchster Spannung, nur Gaston de Lavalle war ruhig. Lächelnd, mit über der Brust gekreuzten Armen stand er da. Die Verächtlichkeit der Schwarzen amüsierte ihn.

„Feuer!“ kommandierte er. Der Schuß trachte. Im gleichen Augenblick stürzte der Bolt herunter.

Gaston de Lavalle wollte die Lippen öffnen, aber wie der Bolt fiel, wurde er totenbleich. Sein Gesicht verzerrte sich, er drehte sich um seine Achse und fiel wie ein Sack aufs Gesicht.

Ein ungeheurer Lärm entstand, alles drängte sich herbei, schrie und gestikulerte.

Der Hauptmann war tot, durchs Herz getroffen. Der alte Unteroffizier riß ein brennendes Scheit aus dem nächsten Feuer und stand mit ein paar Schritten neben dem Kreuz. Er hob den Bolt auf, deutlich war zu erkennen, daß die Kugel seine Brust durchschlagen hatte. Da deutete einer der Neger auf das Kreuz und schrie etwas. Aller Augen richteten sich dorthin. Ein heller Fleck zeichnete sich scharf auf dem verrosteten Eisen ab. Da war die Kugel aufgetroffen, nachdem sie den Bolt durchschlagen hatte, und dann war sie zur Seite abgeprallt und hatte Gaston de Lavalle niedergestreckt.

Die Madonna mit den Perlen.

(Fortsetzung.)

Roman von Hans Dominik.

(Nachdruck verboten.)

William Rose sprang auf und gab seinem Bruder einen herzhaften Schlag auf die Schulter.

„Bitte, Walter, jetzt nimm Dich einmal gefälligst etwas zusammen. Ich gebe zu, daß Deine Lage nicht schön ist. Aber sie ist glänzend gegenüber derjenigen von Millionen anderer Leute. Du besitzt das sicherlich nicht wertlose Schloß Kranichstein unbelastet und hast ein Vermögen, welches Dir noch ein Jahr hindurch ein sorgenfreies Leben erlaubt. Das ist viel. Ist unendlich viel, wenn man bedenkt, was sich alles in einem Jahr tun läßt.“

„Meinst Du wirklich?“ fragte Walter Rosen zweifelnd. Aber es zeigten sich doch Spuren der wiederkehrenden Fassung, es zeigte sich ein leiser Klang von Hoffnung in seiner Stimme.

„Ich meine wirklich,“ rief William Rose. „Ich sehe eine ganze Reihe von Möglichkeiten für Dich.“

Walter Rosen sah seinen Bruder erwartungsvoll an. Der hatte jetzt alle Sentimentalität und Gefühlsregung von sich abgestreift und sah wie ein smarter Geschäftsmann vom New Yorker Broad-Way auf seinem Sessel.

„Wie wäre es zum Beispiel, wenn wir uns assozierten?“

Der Ältere sah den Jüngeren verständnislos an.

„Ja, Wilhelm, wie sollte das denn geschehen? Du hast Dein Geschäft, von dem ich übrigens herzlich wenig verstehe, in Newyork, während ich hier an Schloß Kranichstein und an Deutschland gefesselt bin.“

William Rose lachte herzlich auf.

„Na! old boy. Für die United States paßt Du wirklich nicht. Wenn Dich da jemand fragt, ob Du irgend eine Sache kannst, oder verstehst, mußt Du in jedem Falle sagen: yes, Sir, hervorragend gut, Sir. Aber Du sollst auch gar nicht nach Amerika, sondern hier in Deutschland für mein Geschäft arbeiten.“

Immer noch sah Walter Rosen seinen Bruder erstaunt und ungläubig an.

„Wie sollte das denn geschehen?“ fragte er schließlich.

„Sehr einfach. Du weißt vielleicht, daß ich eine große Kunsthandlung habe, d. h. ich besorge für meine amerikanische Kundschaft Gemälde neuer, vorwiegend aber alter europäischer Meister.“

„Alter Meister,“ wiederholte Walter Rosen melancholisch.

„Alter Meister old boy!“ schmunzelte William Rosen vergnügt. „Natürlich wachsen die alten Meister nicht wild auf den Bäumen. Sonst würden die Herren Morgan, Rockefeller, Brown und Konsorten nicht solche Riesensummen dafür ausgeben. Das leicht Erreichbare ist längst in den europäischen Museen untergebracht. Da heißt es eben Suchen und Finden. Das ist unser Geschäft und bringt Gewinn. Was meinst Du, wie viele Agenten ich in Europa herumreisen habe, die für mich alle Schlupfwinkel nach Altertümern durchstöbern.“

„Und Du meinst, daß ich mich für das Geschäft eigne, daß ich Dir dabei nützen könnte.“

„Jawohl, Walter, das meine ich. Und ich will Deinen Satz gleich auf gut amerikanisch zu Ende führen. Du kannst nicht nur mir nützen, sondern auch selber viel Geld verdienen.“

Walter Rosen richtete sich in seinem Sessel hoch auf. Es schien, als sei diese Unterredung mit seinem Bruder ein wunderbares Heilmittel gewesen, welches die Schlassheit und Mutlosigkeit, die ihn so lange bedrückt hatte, von ihm abgestreift hätte, als ob er um Jahre jünger und frischer geworden sei.

„Und wo meinst Du, wo man da mit der Arbeit beginnen könnte?“ fragte er.

„Charity begins at home,“ erwiderte William. „Fange im eigenen Hause an. Schloß Kranichstein ist ein altes Bauwerk. Es ist zum mindesten möglich, daß sich hier mancherlei findet.“

Der Ältere fiel wieder in sich zusammen.

„Hier soll ich suchen, William. Hier, wo ich seit einem Menschenalter wohne und nie etwas gefunden habe?“

„Das beweist nur, daß Du nicht richtig gesucht hast,“ lachte William. „Man findet die Trüffeln nicht ohne gute Spürer. Ich will Dir beim Anfang behilflich sein. Verdächtig ist in solchen alten Häusern jedes Stück. Das habe ich recht gemerkt, als einmal einer meiner Agenten aus Holland einen echten Van Dyk mitbrachte, der zur Auskleidung in eine alte Truhe genagelt war. Für die Truhe haben wir hundert Gulden gezahlt und fünfhundert Dollar bekommen. Den Van Dyk hatten wir gratis und haben ihn für 100 000 Dollars losgeschlagen.“

Walter Rosen sah seinen Bruder verblüfft an.

„100 000 Dollar das sind ja 420 000 Mark,“ rief er dann.

„Ich war damals noch Anfänger,“ erwiderte William trocken. „Heute würde ich das Ding nicht mehr so billig weggeben. Es war mein erstes größeres Geschäft und die Preise waren damals noch niedrig. . . . Ja, ja,“ fuhr er fort, als Walter Rosen noch immer schwieg. „Es gibt noch aufregende und interessante Episoden in unserem Beruf. Nun laß Dir erst noch einmal alles durch den Kopf gehen und heute abend sprechen wir weiter über die Sache.“

Seiner Schwägerin konnte William Rose nicht recht näher kommen. Es waren zwei verschiedene Welten und Weltanschauungen, die hier zusammenstießen. Auf der einen Seite der praktische vom Leben geschulte Deutsch-Amerikaner, der als geschickter business-man von Erfolg zu Erfolg schritt. Auf der anderen Seite Frau Klara Rosen, aus adligem aber armem Geschlecht, seit bald einem Menschenalter an die Seite eines immer mürrischer und sonderlicher werdenden Mannes gefesselt.

William Rose merkte wohl, wie sehr sie unter den unsicheren und zerfahrenen Verhältnissen litt und wie sie doch nicht fähig war, diese Verhältnisse voll zu übersehen und von ihrer Seite aus den Anstoß zur Besserung zu geben.

Jedes Gespräch mit ihr landete sehr bald auf dem toten Punkt, wo sie schwieg und seufzte und wo er sie im stillen für sicherlich bemitleidenswert, aber auch für recht beträchtlich verschoben erklärte.

So kam es auch, daß der Amerikaner seiner Richte gegenüber sofort das vertrauliche verwandtschaftliche Du in der An-

rede gefunden hatte, seiner Schwägerin gegenüber nach wie vor auf dem förmlichen Sie stehen blieb.

Ein einziges Thema gab es, bei welchem Frau Klara lebhaft wurde. Ihre Wangen röteten sich und ihre matten Augen bekamen Glanz, wenn sie von ihrem Sohne Otto sprach, ihrem Stolz und Abgott. Der würde sicher etwas Ordentliches erreichen, denn er sei klug und willensstark. Mit Lust und Liebe habe er den medizinischen Beruf gewählt, in jungen Jahren alle Examina gemacht und sei jetzt in Heidelberg erster Assistenzarzt in der Klinik des berühmten Professors Weiland.

„Und das bringt viel Geld?“ fragte William.

„O nein!“ entgegnete sie in etwas überlegenem Ton. — „Noch nicht. Aber er wird auch das erreichen mit der Zeit, und Eva wird immer eine Stütze an ihrem Bruder haben. — Denn die Kinder lieben sich sehr.“

„Kann ich mir denken. Allright, liebe Klara. Im übrigen gönne ich Eva ein besseres Geschick als das Anhängsel ihres Bruders zu sein. Sie muß ihr eigenes Glück finden, so lebenskräftig und schön sie ist.“

„Ach Gott,“ meinte Frau Klara halb abweisend und halb kläglich, „wir wollten sie doch nicht studieren lassen. Und sollte sie am Ende gar Lehrerin werden? Sie ist gar nicht für das Stillstehen. Als wir noch Fuhrwerk hielten, fuhr sie selbst die wilden Jücker und reiten kann sie auch.“

„Hielten Sie denn Reitpferde?“

„Gewahre! — aber der Sohn von unserem Pächter Weit, unseres Otto Jugendgespieler, der hält auch Reitpferde, da hat sie es her.“

William pfiß durch die Zähne.

Frau Klara sah ihn etwas verwundert an. „Es ist eine Jugendfreundschaft, weiter natürlich nichts!“

Ihr Ton klang kühl und etwas hochmütig. Das geborene Fräulein von Raumer, die wenn auch blutarme, so doch adlige Offizierstochter, kam zum Vorschein. William Rose fühlte sich nicht wohl dabei und ging lieber davon, sich nach Eva umzusehen.

Als er über den Hof schritt, hörte er ihre frische junge Stimme aus den zur ebenen Erde gelegenen Wirtschaftsräumen klingen. Sie lachte und sprach in fröhlichem Ton. Er stieß die Tür auf, da erblickte er Eva am Boden knieend vor einer großen Waschwanne, in der glitzernde Fische munter umherschwammen. Mamsell Winchen, das tüchtige Wirtschaftsinventar stand mit in die Seiten gestemmten Armen und verhandelte mit einem großen jungen Mann, der wohl gerade einen Rehbock auf den Steintisch der großen Vorküche geworfen hatte.

„Wie sie sich freuen, wieder im Wasser zu sein,“ rief Eva. „Sie springen vor Lust. Ach Mamsellchen, ich könnte sie wirklich nicht umbringen. Es täte mir zu leid und solch munteren Rehbock möchte ich auch nicht schießen, wie grausam doch die Menschen sind!“

Der junge Mann zuckte die Achseln und meinte dann schmerzhaft: „Ja, Frölen Evchen, aber Rehbraten und Karpfen essen mögen Sie doch auch gern und als Ihr Bruder Otto noch hier war, sind Sie doch mit uns noch auf die Bockjagd gefahren.“

Sie lachte zu ihm auf: „Jawohl, aber doch nur, weil es so schön in der Mondnacht war und weil — na ich dachte, wenn ich dabei bin, wird gewiß nichts geschossen. — Na und ich hatte doch recht — getroffen habt Ihr beide nichts.“

„Und der Otto hat nicht schlecht lamentiert,“ bemerkte er, „weil Sie die Pferde nicht ruhig hielten, als er zielte. Nachher hatten wir die Sache allein besorgt.“

„Ich weiß,“ entgegnete sie, „meine List galt nur für einen einzigen Abend. Die Männer sind eben eine blutdürstige Gesellschaft. Trotzdem sind wir Ihnen dankbar für den feinen Braten und unser Mamsellchen wird aus den Karpfen ein vortreffliches Gericht herstellen, das unseren Gästen schon munden wird.“

„Werden schon Ehre einlegen,“ versicherte die alte Mamsell eifrig. „Wenn die Amerikaners auch noch kommen, was die Freundschaft von dem Herrn Onkel ist, — denn muß das doch auch 'ne Art haben!“ „Mamierten werden wir uns nicht,“ rief Eva fröhlich. „Ich koche und backe mit, solange ich nicht gesellschaftlich festgelegt werde. Aber Mutter darf nichts davon merken — sonst . . .“

„Junge Damens gehören in die Salongs,“ entgegnete Mamsell feierlich.

Eva richtete sich auf und sagte empört: „Na, denn danke ich für „Junge Damens“, was fällt Ihnen denn plötzlich ein, Winchen. Sie sind doch sonst nicht so langstielig.“

„Ist auch wahr,“ meinte der Ränge. „Ich muß jetzt aber fort. Mein Brauner steht nicht länger — Olla Jacob hält ihn draußen. Tschö, Frölen Eva, schön Gruß an Otto.“

„Tschö, Wiedersehen.“ Eva reichte ihm die Hand, die er kräftig schüttelte.

William Rose war schnell und ungelesen um die nächste Hausecke geschlüpft, hörte Konrad Weit draußen mit Jacob reden, sein Pferd besteigen und abreiten.

Als würdiger Onkel kam er dann höchst gnädig um die Ecke geschlendert, schaute in die Küche, wo Mamsell Winchen ihm einen steifen Knix machte und begrüßte seine Nichte.

„Gottlob, Eva, hast Du Zeit für mich?“

„O, guten Morgen, Onkel Will,“ rief sie fröhlich und lachte ihn mit ihren großen Augen an.

„Natürlich habe ich immer Zeit für Dich. Sollen wir spazieren gehen?“

„Well, gehen wir spazieren, ich möchte allerlei mit Dir bereden.“

„Herrje, das klingt ja furchtbar feierlich, was ist denn geschehen!“

„Nun dann will ich meine Jade holen und dann man los gehen, wenn es auch kalt ist. Es scheint wenigstens die Sonne.“

Behn Minuten später schritten sie nebeneinander her den breiten gefegten Parkweg entlang. Mamsell sah ihnen wohlgefällig nach: „Schad, dat er ihr Onkel is,“ brummte sie vor sich hin. „Sie reicht ihm grad bis zur Schulter und so muß es sein.“

Eva machte William Rose auf die herrliche Umgebung aufmerksam. „Sieh doch bloß, wie tiefblau der Himmel ist und wie prächtig sich die Lannenwand dagegen abhebt.“

William Rose blickte vor sich hin in den weißen Schnee, hielt den Kopf gesenkt und die Hände in den Manteltaschen.

„Ja, ja, sehr schön!“ gab er zerstreut zurück. „Für ein paar Tage sehr schön!“ sagte er dann lebhafter um sich blickend. „Aber auf die Dauer doch öde, zu einsam für lebende Menschen. Was treibst Du Tag für Tag, Eva?“

„Lieber Onkel William,“ lachte sie lustig. „Ich mache mich wirklich so nützlich wie möglich. Wir haben keine große Dienerschaft. Der Jacob, die Mamsell und ein Hausmädchen, das ist die ganze Herrlichkeit. Wenn wir nicht in einem alten Spinnenest sitzen wollen, müssen Mama und ich fleißig mit-schaffen. Ich bin in dem ganzen alten Bau gut zu Hause. Es gibt keinen Winkel, den ich nicht schon durchkrochen hätte.“

„So fürchtest Du Dich nicht vor Gespenstern? Ich denke, in so alten Gemäuern ist es nicht geheuer?“

„Erzählt wird genug dummes Zeug,“ gab sie zu. „Aber das ist ja bärer Unsinn — denn die Leute hier sind entsetzlich abergläubisch. Als ich erst aus der Pension kam, war ich so töricht und ließ mir aus langer Weile von einer alten Dorffrau, der ich Krankensuppe brachte, die graulichsten Spukgeschichten erzählen, wenn ich dann im Dämmerlicht über die Treppe im Oberstock ging, sah ich die tote Wildgräfin vor mir gehen im schleppenden Atlasleide und Schleiertuch. Da überließ es mich kalt und ich verkroch mich in eine Nische. Aber wahrscheinlich hatte ich das Fieber schon, woran ich dann wochenlang lag — denn ich sah, wie die graue Dame sich umdrehte, hörte ihr Kleid rauschen, sah ihr bleiches Gesicht, die suchenden schrecklichen Augen — sie suchte ja im Hause überall ihren kostbaren Perlen-schmuck, so lautet die Sage. Um diesen Perlen-schmuck dreht sich nämlich die ganze Geschichte, mußt Du wissen, Onkel Will. Die Gräfin soll um diesen kostbaren Schmuck die Himmels-königin beneidet haben, die ihn trug. Ob sie ihn der nun fort-genommen hat, oder einen eben solchen von ihrem Gatten erhalten habe, das erzählt die Sage nicht. Wohl aber, daß wilde Krieger die Gräfin ermordet haben, und daß sie nun keine Ruhe in der Gruft habe um den Schmuck, weil er nun nicht um ihren Nacken lag. — Sie wandelt in mond hellen Nächten und sucht ihr verlorenes oder geraubtes Geschmeide — ich zitterte wie Espenlaub in meiner Nische. Ich fühlte es kalt wehen aus ihrem grauen Schleier und sah sie auf mich zuschreiten. Ich habe wohl in wahnsinniger Angst laut aufgeschrien, dann die Besinnung verloren und nach vierzehn langen bangen Tagen für meine armen Eltern kam ich erst wieder in meinem Bett zur Besinnung. In der ganzen Fieberperiode soll ich nur immer mit der Wildgräfin wegen des verborgenen Schmuckes verhandelt haben. — Meiner Mutter war die Geschichte ganz unheimlich. Als ich erst wieder gesund war, hab' ich gelacht über die Phantastereien. — Mamsell Winchen hatte nämlich das große Gangfenster damals aufgemacht, der Zug hatte mir die langen Mullgardinen entgegengeweht — daraus war dann in meinem kranken Hirn der Spuk geworden.“

(Fortsetzung folgt.)

Und bist Du nicht willig, so brauch ich Gewalt.

Der gesamte Rechtsverkehr des täglichen Lebens spielt sich in einem beständigen Hin- und Herbewegen von Willenserklärungen ab; allfällige Willensänderungen gehen vor Augen gerückt, welches Gewicht das Gesetz auf die Willensäußerungen der Menschen legt. Einer jeden Willensäußerung geht vorher der Willensentschluß; man denke nur, wie lange Zeit es manchmal dauert, bis z. B. bei Hauskauf oder einem anderen wichtigen Geschäft der Entschluß endlich gereift ist, der dann zum Abschluß des Vertrages führt. An und für sich fragt nun das Gesetz bezüglich der Wirksamkeit eines solchen Entschlusses wenig danach, wie er schließlich zustande gekommen ist; auch der unfreie Wille, der sich durch andere bestimmen, leiten und drängen läßt, reicht dazu hin, rechtserzeugend zu wirken. Wer allerdings durch körperlichen Zwang von einem Stärkeren zu irgend einem Tun gebracht, also von ihm geradezu überwältigt wird, z. B. durch zwangswieses Führen der Hand beim Niederschreiben eines Schriftstückes oder durch einen Stoß an den Kopf, der als bejahendes Nicken gelten soll, der gibt gar nicht seinen eigenen Willen kund, sondern ist in Wahrheit nur Werkzeug in der Hand jenes anderen. Das Recht erkennt die anscheinend von dem Gezwungenen abgegebene Willenserklärung auch nicht als rechtlich erheblich an, der Überwältigte ist nicht daran gebunden.

Anderes steht es, wenn nur durch eine Drohung auf den Willen des Erklärenden, nicht körperlich auf sein Handeln, eingewirkt wurde. Eine auf diese Weise zustande gekommene Erklärung, beispielsweise eine wichtige Unterschrift, die durch Vorhalten eines Revolvers abgezwungen wird, ist nicht von vornherein gänzlich unwirksam, das Gesetz gibt aber demjenigen, der unter einem derartigen Druck sich entschlossen hat, eine Handhabe, das so als seinen Willen Erklärte ebenfalls für ihn nichtig, wirkungslos zu machen.

Wenn eine Drohung vorliegt, braucht wohl nicht besonders ausgeführt zu werden; durch Androhung eines Übels wird eine Furchtvorstellung hervorgerufen und der Betreffende vor die Wahl gestellt, entweder das in Aussicht gestellte Übel (Erschießen, Strafanzeige, körperliche Mißhandlung, Einsperrung, Mitteilung von Geheimnissen usw.) über sich ergehen zu lassen oder aber die von ihm gewünschte Erklärung abzugeben oder eine bestimmte Handlung vorzunehmen. Dabei kann es sich handeln um Drohung mit Gewalttätigkeiten, Familienandal, Vertragsbruch, Verlassen der Arbeit, Ehrverletzungen, Schädigungen der Gesundheit des Bedrohten oder seiner Angehörigen, alles gilt hierbei gleich. Unter Umständen kann auch als unzulässig erscheinen die Drohung mit dem Selbstmord, ein Mittel, das „unglücklich Liebende“ mit Vorliebe anwenden, um die Eltern ihren Wünschen gefügig zu machen und zur Einwilligung in die Eheschließung zu veranlassen. Bei der Prüfung der Frage, ob die Drohung auch wirklich geeignet war, den Willen des Bedrohten unfrei zu machen und zwingend zu bestimmen, wird man billigerweise die ganze Sachlage und besonders auch die Persönlichkeit des Betroffenen, seine Nervosität und Angestlichkeit, seine Aufregung und ev. seine Einbildung in Betracht ziehen müssen; ebenso wird man von einer

Frau eher annehmen, daß sie einem auf sie ausgeübten Zwange unterlegen ist als bei einem erwachsenen Manne.

Ferner muß noch die Voraussetzung hinzukommen, daß die Drohung widerrechtlich war, daß also das Drohungsmittel an sich rechtswidrig ist (z. B. Bedrohung mit Mord oder Körperverletzung), daß der Drohende nicht in Ausübung eines Rechts handelt oder daß er ein ihm zukommendes Recht mit unzulässigen Mitteln zu verwirklichen sucht. Einige Beispiele werden dies am besten veranschaulichen: Wer von einem Dienstherrn bestohlen wird und ihm ankündigt, er werde deswegen Strafanzeige erstatten, falls er das gestohlene Geld nicht sogleich zurückgibt, der handelt nicht widerrechtlich. Das Bild ändert sich aber sofort, wenn der Dienstherr sich mit derselben Ankündigung an den Vater des diebstahligen Dienstmädchens wendet, gegen den er ja keinen Anspruch auf Rückerstattung des Veruntreuten hat. Der Vater könnte demnach sein Versprechen, das Gestohlene zu ersetzen, das er unter dem Druck einer solchen Strafanzeige gegeben hat, wegen Drohung anfechten; freiwillig kann er allerdings für sein Kind und den von diesem angerichteten Schaden eintreten, um es vor der Strafe zu bewahren, wenn der Dienstherr nicht einen besonderen Druck durch Androhung ausgeübt hat. Das wäre völlig unanfechtbar.

Der Hauswirt darf selbstverständlich, um ein weiteres Beispiel anzuführen, seinem Mieter androhen, er werde ihm den Laden zum nächsten Ersten kündigen, falls er nicht 100 Mark Miete mehr zahle. Nicht aber der Hauseigentümer, nachdem ihm einer seiner Mieter unter Hinterlassung einer größeren Mietschuld durchgegangen ist, an die Angehörigen dieses Mieters die Aufforderung, die rückständige Miete schleunigst zu bezahlen, widrigenfalls er Klage erheben und strafrechtlich gegen den früheren Mieter vorgehen werde, so handelt er widerrechtlich, er begeht eine strafbare Erpressung; Rechtsgeschäfte, die die Angehörigen des Mieters mit dem Hauswirt auf Grund dieser Drohung aus Angst vor einem Skandal vornehmen, könnten daher wegen der Drohung, von der ihm nach der Rechtsordnung zustehenden Befugnis zu klagen, die Zwangsvollstreckung zu betreiben oder Strafanzeige zu erstatten, Gebrauch zu machen, wie wir gesehen haben, je nach den Umständen und je nachdem, gegen wen er seinen Anspruch richtet, statthaft oder aber widerrechtlich sein.

Will der Bedrohte seine unter dem Zwange abgegebene Willenserklärung anfechten, so muß er dies binnen eines Jahres nach Beendigung der Zwangslage tun, sonst ist dies nicht mehr zulässig. Die Anfechtung geschieht durch eine Erklärung gegenüber dem anderen Teil, mündlich oder schriftlich, worin zum Ausdruck kommen muß, daß die frühere Äußerung oder das betreffende Geschäft angefochten werde, daß es nicht mehr wirksam sein solle oder ähnliches. Die Folge dieser Anfechtungserklärung ist, daß die Rechtshandlung von Anfang an nichtig ist, daß ein etwa abgegebenes Versprechen also nicht erfüllt zu werden braucht, daß schon gezahltes Geld zurückgezahlt werden muß u. dergl. m. Es tritt dann die Rechtslage ein, als ob das durch die Drohung Veranlaßte überhaupt nicht geschehen wäre.

Die Hindenburgbrücke in Berlin. Die dritte „Millionenbrücke“ in Berlin, welche im Zuge der Bornholmerstraße liegt und dort über das riesige Eisenbahngelände der Stettinerbahn führt, ist nunmehr eingeweiht worden. Sie hat mit Erlaubnis des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg dessen Namen erhalten. Die neue Brücke mit einer Länge von 138 Metern und einer Breite von 27 Metern bildet das Bindeglied eines nahezu 68 Meter breiten Straßenzuges, der die Stadt in einer Länge von

elf Kilometer umfaßt. — Ein 70-jähriger Kriegsfreiwilliger Ritter des Eisernen Kreuzes. Der Schlächtermeister Fuß, der seit 40 Jahren in Helsingborg in Schweden lebt, trat bei Kriegsausbruch bei demselben Regimente ein, bei dem er schon 1870 für sein Vaterland gekämpft hatte. Fuß nahm an der Eroberung von Antwerpen und an mehreren Gefechten um Ypern teil und ist nun mit dem Eisernen Kreuze geschmückt nach Helsingborg zurückgekehrt.

